Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 42

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den Leuten aufschlug und etwas schüchtern Antwort gab. Wie sie nicht müde werden wollte, und erstaunlich rasche Fortschritte machte.

Ein rotbackiges, funkeläugiges, kleines Mädchen saß nun täglich bei Tisch und beherrschte das Tischgespräch wie ehemals. „Das Eislaufen ist herrlich", berichtete Helma strahlend, „alle Leute haben mit mir gesprochen."

Da gingen der Mutter die Augen auf über die kleine Tragödie, die sich da unbemerkt neben ihr abgespielt hatte; die Tragödie des mittleren Kindes, das jahrelang als das Jüngste verwöhnt, durch die Geburt eines neuen Kindes plötzlich in ein Nichts versinkt, aus dem sein empfindliches Herzchen dauernden Schaden davontragen kann, wenn man nicht rechtzeitig eingreift. Die Mutter ging in sich und bereute. In der Folge gab es immer wieder Gelegenheiten, wo Helma eine Solorolle spielen konnte. Ein Besuch, ein Spaziergang, ein kleines Extrageschenk. Und langsam wurde aus der farblosen Mittleren wieder ein Einzelwesen, das man beachtete.

Nun ist ein Jahr vergangen. Der Schatten, der auf Helmas Leben fiel, ist gewichen, und mit frohen Augen blickt sie in die Zukunft, die in nicht allzu langer Zeit etwas Herrliches, Neues bringen wird: Die Schule! Und da wird sie erst zeigen, was alles in ihr steckt!

Weltwochenschau

Lage in der Schweiz.

Die große Lawine in der europäischen Politik hat auch bei uns ein Zittern des Bodens verspüren lassen. Die mehr im Unterbewußten verlaufenden Grenzen der Parteien . . . wir meinen nicht der gewöhnlichen politischen Parteien, sondern der „Lager", die sich für den Fall der Katastrophe bilden würden . . . sind auf einen Augenblick deutlich sichtbar geworden. Und mag auch das gewöhnliche Gezänke weitergehen, die tiefern Schichten haben sich bewegt.

Es gibt eine bestimmte Richtung in unserm Volke, die mit feiner Witterung die Macht erkennt, der das Heute gehört und die bis auf weiteres den Kurs in Europa bestimmt. Und die bereit ist, alles zu tun, um bei den maßgebenden Großen lieb Kind zu sein. Die Rede von Bundesrat Motta in Lugano, die viel Staub aufgewirbelt und beispielsweise von der NZZ. tief bedauert wurde, bezeugt, daß der frühere begeisterte Redner im Völkerbund zu den Exponenten dieser Richtung gehört. Die NZZ. begreift mit andern Blättern, daß Motta dem Duce für seine Vermittlung in München dankt, und hält ihm die hohen Töne der Huldigung zugute. Aber sie begreift nicht, daß Herr Motta kein Wort der Anerkennung für Herrn Benesch übrig hatte. Benesch . . . das ist schließlich der Vertreter des geschlachteten Kleinstaates . . . wer wird nicht überlegen, daß es übermorgen unser Bundespräsident sein könnte, den ein ausländischer Rundfunk und eine Presse unaufhörlich als Verbrecher schmähen würde? Nur weil er als Demokrat und Schweizer kein Verständnis für die anschlußfreudigen schweizerischen Fascisten hätte?

Zu den Leuten, die ebenfalls hoffen, sich durch Verdienste um die gebietenden Diktaturen zu retten und die Existenz der Eidgenossenschaft auf der Sympathie der Großen zu bauen, gehören die Herren der „konsultativen Pressekommission". Sie haben dem Bundesrat das Verbot des „Journal des Nations" empfohlen, und der Bundesrat hat zugestimmt. Weil dieses Blatt die Staatsmänner in München als „Klub der Schlächter" bezeichnet. Schlächter bezog sich absolut nur auf das Schlachten eines Staates . . . man konnte aber auch andere Anspielungen herauslesen. Item: Die Pressekommission wollte auch dem „Travail" in Genf und andern Linksblättern zu Leibe. Der Bundesrat aber versprach, nichts ohne Rücksprache mit den betroffenen Parteien zu unternehmen . . . Vorläufig?

Wir haben heute festzustellen, daß unsere letzte demokratische Nachbarrepublik, Frankreich, wankt. Siegt dort der Fascismus, dann gilt für uns nur der absolute Rückzug auf die schweizerischen Angelegenheiten, und alles Schreiben über ausländische Dinge muß sich auf ein möglichst sachliches chronistisches Berichten beschränken. Wie wir uns innenpolitisch entwickeln . . . hoffen wir, es sei „totalschweizerisch". Wie das aber hielte, wenn drei Fascistenmächte eins würden, uns aufzuteilen, wagen wir nicht auszudenken!!

Wettrennen um die neuen Positionen.

Der Entschluß Hitlers, die Tschechoslowakei unter allen Umständen zu liquidieren, scheint festzustehen. Er weiß auch, warum er auf seinem Plane bestehen muß: Die Bildung einer „slavischen Front" in nächster Nähe seiner Ostgrenze würde die Wiederholung der angeblichen Bedrohung durch die „böhmische Festung" in anderer Form sein. Es soll also, falls es den Polen einfallen sollte, sich mit dem Rest der Tschechei gut zu stellen und die Barriere zwischen „Ostsee und Adria", die den Engländern vorzuschweben scheint, aufzurichten, möglichst wenig von dieser Tschechei mehr übrig bleiben. Die bisherigen und künftigen Stationen dieses Vernichtungsprogramms zeichnen sich mit aller Deutlichkeit ab:

1. wurde in der Kommission zur Festlegung der deutschen Okkupationsgrenzen alles durchgesetzt, was Hitler verlangte; der Keil von Schlesien her reicht bis westlich Olmütz und nähert sich der gegenüberliegenden Position nördlich Wien bis auf 60 km. Der „mährische Hals" ist also zugeschnürt. Die Kanonen der Reichswehr müssen schon beinahe aufpassen, daß sie sich nicht gegenseitig treffen.

2. wird in einer kommenden Volksabstimmung versucht, diese Abschnürung noch zu verstärken, und zwar dadurch, daß man Brünn und Iglau erobert. Die westliche Tschechei, das Hauptland notabene, wäre damit im Reich eingeschlossen, ähnlich wie das südliche Solothurn im Bernbiet, oder beinahe wie Appenzell in St. Gallen.

3. Es wird nun auch eine Volksabstimmung in der Slowakei verlangt, und zwar offenbar mit vorgeschriebenen Parolen: „Zu Ungarn" oder „völlige Unabhängigkeit". Damit soll den Tschechen ihr Hinterland weggenommen werden. Es ist dann nicht mehr die Rede von einer Verlegung der Skodawerke in die slowakischen Berge. Der Beschluß der slowakischen Parteien, eine eigene autonomische Regierung zu errichten und sich mit Prag durch gemeinsames Außen-, Kriegs- und Finanzministerium zu verbinden, erscheint Hitler noch zu gefährlich. Er verwirft die selbständige „Entschließung der Slowaken zu Sillin", trotzdem diese ein offenes Bekenntnis zu den Achsenmächten enthält.

4. Mit der Ausmanöverierung der Slowaken ist auch das Geschick Karpathenrußlands besiegelt. Es kann sich nur noch Ungarn anschließen. Ungarn erhält die Nordgrenze seines „1000jährigen Reiches" wieder. Damit wird offenbar, was Hitler und Horthy in den verschiedenen Begegnungen abgekartet: Der eine rundet das Reich glatt ab, indem er die westliche, der andere, indem er die östliche Tschechei besetzt. Das nennt sich die „Rückkehr der Sudetendeutschen zum Reich", auf welche die Engländer und Franzosen hereingefallen. Die zwei Westmächte werden gar nicht in den Fall kommen, die restlichen Grenzen des Rumpfstaates zu garantieren. Es fällt ihnen auch nicht ein, zu bemerken, daß sie heute schon marschieren müßten, um die Ostprovinzen gegen Ungarn zu schützen! Soviel ist ihre Garantie noch wert. Und es graut ihnen nicht davor. Leider auch den Ungarn und Polen

nicht! Mag sich die öffentliche Meinung in Frankreich und England noch so entrüsten über die prompt eingetroffenen Juden- und Tschechenverfolgungen im besetzten Gebiete . . . die Regierungen werden nichts unternehmen.

Denn noch ist England mit seiner Rüstung im Rückstand! Und noch erscheint ungewiß, wie sicher die zwei verbleibenden Staaten der Kleinen Entente sein werden, und was das siegreiche Ungarn gegen sie im Schilde führt: Es hat seine Ansprüche auf Kroatien und Siebenbürgen niemals aufgegeben. Die Frage lautet heute schon, ob Hitler sich dieser ungarischen Ansprüche bedienen will, um die nächsten Schritte auf die russische Südwestgrenze hin zu tun. Scheinen die Jugoslawen und Rumänen unsicher, wird man auch sie aufgeben.

Und wo wird schließlich gehalten? Antwort: Dort, wo ein Dritter sich dem Vordringen der Fascismen entgegenstellt, d. h. im Momente des deutsch-russischen Zusammenstoßes. Die zwei Kolosse zusammenprallen und sich ausbluten zu lassen, das ist britisches Programm letzter Linie, und es wird das einzige bleiben, wenn die vorangehenden nur mit zu großen Risiken durchzuführen wären. Man läßt also Hitler das Wettrennen um die neuen Positionen gewinnen, falls es den Anschein hat, daß alles übrige zwischen Wien und dem schwarzen Meer wanke. Und setzt gleich auf die letzte Karte, damit gleich zwei der gefürchteten Riesen sich gegenseitig totschlagen.

Wie aber wird man bei dieser Preisgabe des europäischen Südostens die Lage im Westen zu halten versuchen? Auch hier scheint alles auf Rutschboden geraten zu sein. Die französischen Parteien brodeln nur so, und die Politiker säbeln sich in ihren Zeitungen mit Eleganz und höchster Intelligenz nieder und merken nicht, daß die Rüstungsindustrie und die Finanzinternationale alles drechseln, und daß ein einziger schlagkräftiger Typ heute alle Intelligenz glatt unter den Tisch wischt. De Kerillis, der rechtsradikale Bretonne, konstatiert das rasche Anwachsen des Fascismus in Frankreich, fragt öffentlich, warum man Flandin, der mit Hitler konspiriert und korrespondiert, nicht verhafte und stellt halb und halb fest, dieser Flandin sei der Regierungsprätendent des deutschen Nationalsozialismus für Frankreich! Mit andern Worten: Der hellsichtige de Kérillis sieht schon das fascistische Frankreich vor sich! Ein Frankreich, das den Deutschen widerspruchslos Osteuropa ausliefern und im Kriege gegen die Russen Sekundantendienste leisten würde.

Wenn wir uns nicht täuschen, diktieren die Fascisten Frankreichs schon heute das Gesetz des Handelns. Würde sonst der Prozeß gegen die „Cagoulards", also eigentlich gegen die Barone der Schwerindustrie, so völlig eingeschlafen sein? Und würde der Spott gegen Léon Blum und die Volksfront derartigen Widerhall finden? Es ist klar, daß dieses Frankreich Chamberlain helfen wird, die spanische Republik aufzuopfern. Welche Infamie sich hinter dem Abtransport von etaw 10,000 abgekämpften Italienern aus dem Francolager bedeutet, wird bald einmal auskommen . . .!

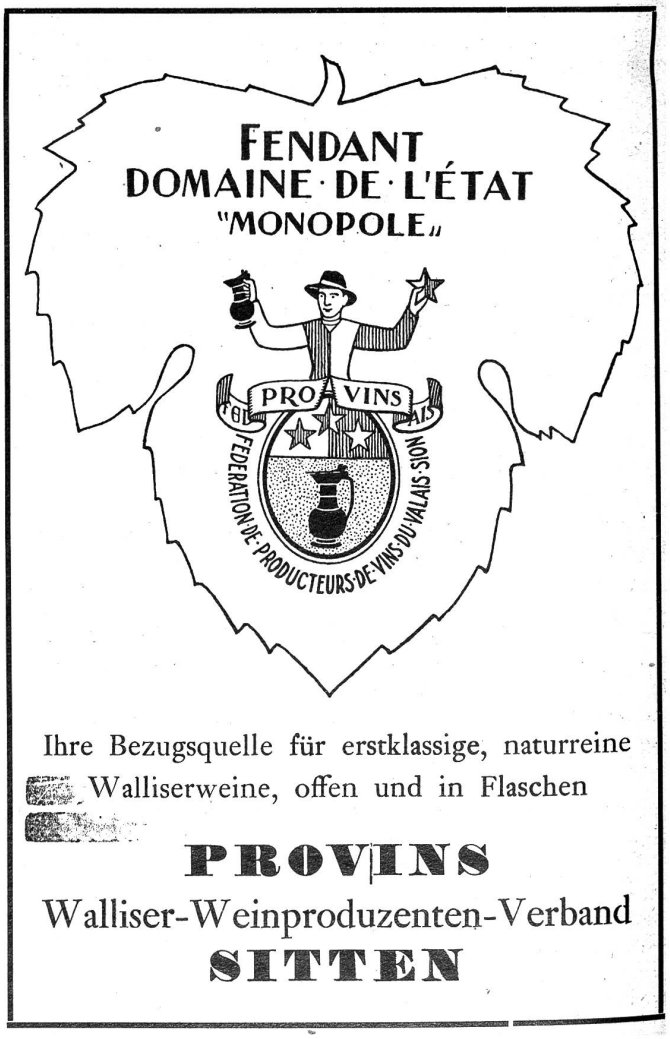
—an—

* * *

Kleine Umschau

Musik und Hunde erfreuen der Menschen Herz.

Meine Eltern hatten einen Hund mit Namen Ajax. Einen wirklich netten Hund! Kreuzung zwischen Bernhardiner und Affenpinscher. Ajax eroberte alle Herzen im Nu. Im Flug, kann man wohl sagen. Wenn er einen Knochen zwischen den gesunden Zähnen zermalmte, lief allen Anwesenden das Wasser im Mund zusammen.

Ausschließlich der Knochen wegen hatten wir uns den Ajax zugelegt. Man dachte nämlich früher viel wirtschaftlicher als heute. Trotz Rationalisierung. Und nur weil mein Vater aus Gesundheitsrücksichten viel Knochensuppe essen mußte, kamen wir auf den Gedanken, einen Hund anzuschaffen. Immerhin war es ein sogenannter „Gelegenheitskauf". Ajax hatte nämlich mit Ausnahme seines Heldennamens keine Vorzüge. Er war so klassisch-häßlich, daß man ihn direkt schön hätte nennen können. Und feinschmeckerisch war er auch veranlagt. Ich erinnere mich noch gut, wie seine Augen beim Anblick eines Kalbsknochens leuchteten, während ein Schweinsgnagi stets knurrendes Unbehagen bei ihm auslöste. Wir gehen nicht fehl mit der Hypothese, daß Ajax rassisch veranlagt gewesen dürfte, trotz seiner mehr als bastardisierten Abstammung — trotz dem schwarzen heraldischen Balken, der dunkel sein Familienwappen durchquerte.

Während Ajax dem unbändigen Drange seiner Sturmperioden fröhnte und erfolglos zärtliche Bekanntschaften anzuknüpfen versuchte, hämmerte ich ebenso erfolglos auf Elfenbeintasten die diversen Dur- und Molltonleitern herunter, die Herr Czurda, der Gestrenge, mir mit seinem langen Bleistift in die starren Knöchel zu klopfen bemüht war. Ich benützte immer die Stunden von Ajaxens Abwesenheit zu meiner klavierkünstlerischen Ausbildung. So sehr unser treues Hundevieh nämlich die Kalbsknochen liebte, so erbittert war seine Feindschaft in Sachen Musik. Und er machte gar keinen Unterschied! Ob romantisch oder klassisch, ob Walzer oder Polka, ob Bach oder Chopin — Ajax protestierte in allen Fällen energisch, eindrücklich und ausdauernd. Er heulte, daß die ganze Nachbarschaft sich zusammenrottete. Er zog den Schwanz ein und stellte kämpferisch die Schlappohren. Wie ein Verrückter raste er treppauf, treppab, verwickelte sich in Vorhänge, schmiß Stühle um und weberte und kläffte furchtbar. Ajax, unser Ajax, kannte punkto Musik keine Konzessionen.